

In der Mitte rechts Manfred Spitzers schon drei Jahre alter Bestseller zur „Digitalen Demenz“, dessen Titel eigentlich schon alles sagt, insbesondere dann, wenn man den Untertitel noch hinzunimmt: „Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen“. Glaubt man Spitzer, machen digitale Medien süchtig, sie schaden Körper und Geist, und sie sind lernfeindlich. Digitaladepten stumpfen ab, werden gewalttätig und schlafen schlecht. Ganze Heerscharen von verängstigten Eltern, deren vielleicht sogar allzu ausgeprägtes Engagement für Wohl und Erfolg ihrer Kinder in der Gegenwart ja schon notorisch geworden ist, haben ihre diffusen Ängste vor den ihnen unheimlichen Neuen Medien in den Analysen des bekannten Hirnforschers bestätigt gefunden und versuchen jetzt, daraus ihre Konsequenzen zu ziehen. Ob sie es mit Erfolg tun, darf man angesichts der Tatsache in Zweifel ziehen, dass anderweitig unbeschäftigte Jugendliche etwa während einer Straßenbahnfahrt heutzutage mindestens zu 80, eher zu 90 % mit ihrem Smartphone beschäftigt sind.

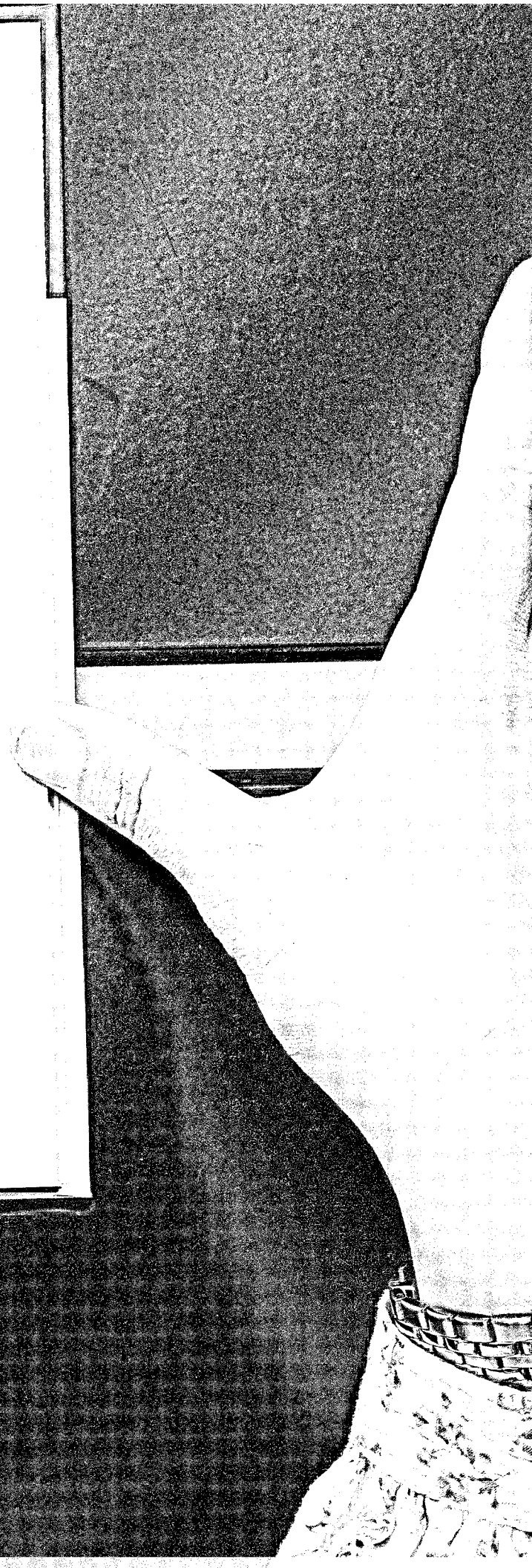
Bert te Wildt, in unserm Büchertisch oben links, setzt hier – auch in seinem noch unzweideutigeren Titel – noch einen drauf: „Digital Junkies“ sind für den Bochumer Arzt derartig verpeilt, dass sie praktisch und emotional unfähig sind, in der Realität zu überleben. Andre Wilkens (links unter te Wildt) ist mit seinem „Analog ist das neue Bio“ weniger radikal, aber auch sein Titel ist schon sprechend genug: Ins echte Leben kehrt man dort zurück, wo man das Internet hinter sich lässt und wieder wirklich Greifbares in die Finger bekommt. Und so geht es weiter: Wenn Harald Welzer (auf dem Büchertisch oben rechts) vom Widerstand redet und zum Selbst-Denken auffordert, dann meint er eben gerade die digitalen Medien und ihre Silicon-Valley-Protagonisten, denen dieser Widerstand gelten muss, und die Tatsache, dass Google und Konsorten das Denken irgendwie in sich aufsaugen. Und dann die Überwachungskritiker, an erster Stelle Glenn Greenwald mit seinem Buch über Edward Snowden und die digitale Überwachung (zweite Reihe, etwas nach links verrückt), aber auch ein gewisser Markus Morgenroth mit seinem reißerisch formulierten Titel „Sie kennen Dich, sie haben Dich, sie steuern Dich: Die wahre Macht der Datensammler“ (unter dem Buch von Greenwald) und das nicht minder apokalyptisch „Der NSA-Komplex: Edward Snowden und der Weg in die totale Überwachung“ genannte Buch rechts neben Greenwald auf dem Büchertisch. Und ganz links ziemlich unten dann der Megaseiler des vorletzten Jahres, Frank Schirrmachers „Ego: Das Spiel

des Lebens“, in dem die Entmündigung des Menschen durch eine digital gesteuerte Ökonomiemaschine sprachmächtig perhorresziert wird – begleitet von dem fast allgemeinen Applaus des deutschen Feuilletons. Der Fairness halber will ich hier am Ende dieser Aufzählung auch noch das eine Buch nennen – in Murnau liegt es auf unserem Büchertisch rechts neben den drei Überwachungsbüchern –, das eine entschieden positivere Deutung der modernen digitalen Medien liefert: Markus Hofmanns „Denken Sie neu: Mentales Überlebenstraining in der digitalen Welt“ von 2014. Aber mal ehrlich: Von Schirmmacher, Spitzer und Greenwald hatten wir alle schon einmal gehört, aber von Hofmann?

Dabei ist der Murnauer Büchertisch ja nur der Ausschnitt einer publizistischen Realität, deren Charakteristik noch viel deutlicher aufscheint, wenn man sie um die Verkaufsschlager der letzten Jahre ergänzt. Jaron Lanier, eigentlich ein Vordenker der digitalen Zukunft, hat 2014 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten, und dies unter anderem für seine Kritik an der Schwarmintelligenz, der Open-Source-Bewegung und der Umsonst-Mentalität im Internet. Andrew Keen hatte und hat ebenfalls Erfolg auf dem deutschen Buchmarkt, und zwar mit Titeln, deren Offenheit ebenfalls keinen Zweifel lässt: etwa „Die Stunde der Stümper: Wie wir im Internet unsere Kultur zerstören“ oder zuletzt „Das digitale Debakel: Warum das Internet gescheitert ist – und wie wir es retten können“. Und Evgeny Morozov verbreitet sich nicht nur in Büchern über die fatale Macht der Silicon-Valley-Monster vom Typ Google, Amazon und Apple; seine Stimme wiegt vor allem deswegen schwer, weil er im Feuilleton der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, die unter der Leitung des inzwischen verstorbenen Frank Schirmmacher häufig zu einer apokalyptischen Maschinenstürmerei neigte, immer wieder umfangreichen Raum für seine Kritiken erhalten hat.

II

Keineswegs soll hier die jeweils individuelle Berechtigung mancher der in den genannten Büchern geäußerten Thesen in Zweifel gezogen werden. Dass allzu intensiver Gebrauch des Internets negative Konsequenzen haben kann, wird niemand bestreiten. Allerdings ist auch das allzu intensive Lesen von Romanen im späten 18. Jahrhundert schon für gefährlich gehalten worden, und jede übertriebene Ausschließlichkeit in der Beschäftigung mit



irgendetwas dürfte sich allgemein als nicht empfehlenswert herausstellen. Dass in der NSA-Überwachung etwas Wirklichkeit wird, das die schlimmsten Erwartungen von George Orwells „1984“ bei weitem übertrifft und die Grundlagen der modernen liberalen Demokratie aushöhlt, ist ebenso wahr. Und dass allgemein das Digitale eine Dimension darstellt, die in allen möglichen Bereichen disruptive Effekte zeitigt, stimmt gleichfalls. Fraglich scheint mir nur die geradezu apokalyptische Unvermeidlichkeit, mit der die genannten Entwicklungen bei den intellektuellen Gatekeepern in Deutschland wahrgenommen werden. Problematisch die Lust, mit der sich eine – ob linke oder rechte – Schicht von Gebildeten in eine Vergangenheit zurücksehnt, die sie bei genauerer Betrachtung eigentlich auch immer schon verachtet hatte. Bedrohlich die Entschiedenheit, mit der gerade die einflussreichen Wortführer jede positive Zukunftsperspektive kleinreden. Typisch dafür ist eine Rede, die die Kulturstatsministerin Monika Grütters auf der 4. Berliner Stiftungswoche über das Internet gehalten hat: Nach jedem kleinen Ja ein großes Aber, eine Ansammlung von kulturkonservativen Klischees, die angesichts der Tatsache, dass es sich hier um das offizielle Statement eines Mitglieds der Bundesregierung handelt, doch sehr nachdenklich macht.¹

III

Nun könnte man natürlich einwenden, dass es die Aufgabe der Intellektuellen ist, neben die Ebene der Machbarkeit eine der Reflexion zu setzen und vor Entwicklungen zu warnen, die die Modernisierung mit sich bringt. Hinzugefügt wird dann meistens, dass die Digitalisierung ja ohnehin mächtig voranschreite und dass es doch immerhin möglich sein müsse, wenigstens ein paar Warnungen abzugeben. Das stimmt zweifellos, aber die in Deutschland veröffentlichte Meinung zu dem Thema – an der Spitze diejenige der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ – ist doch derartig einseitig, dass sie eine allgemeine Skepsis gegenüber der Technisierung nicht nur reflektiert, sondern eben auch befördert. Hierfür nur zwei Beispiele, das eine aus dem wirtschaftlichen, das andere aus dem kulturellen Bereich. In beiden Fällen ist die Entwicklung sehr ähnlich abgelaufen.

¹ URL: <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Rede/2015/04/2015-04-21-gruetters-stiftungsrede.html?nn=402618> [Stand: 01. 06. 2015].

In seinem Buch über das Silicon Valley – ebenfalls ein Werk mit apokalyptischem Grundton, aber doch überzeugend in der Aufforderung, aus europäischer Sicht etwas dagegenzuhalten – nennt Christoph Keese das Beispiel von MyTaxi.² Hätte – so Keese – diese Unternehmung nicht mit der mangelhaften Unterstützung durch Risikokapital zu kämpfen gehabt, wäre sicherlich auch noch mehr daraus geworden. Später dann – so füge ich hier hinzu – kam Uber und mit ihm eine tatsächlich nicht eben zimperliche Macht, deren Zerstörungspotential für die heimische Taxiwirtschaft von den Berufspessimisten, die sich leider immer wieder in deutschen Feuilletons tummeln, mit drastischen Worten beschrieben wurde. Aber die europäische Alternative vom Typ MyTaxi, eine, die auch europäische Standards einhielt, war ja eben auch nicht großzügig unterstützt worden. Hätte vielleicht Uber hier gar keine Chancen gehabt, wenn bereits ein funktionierendes und flächendeckendes Online-System vorhanden gewesen wäre? Jetzt ist es an manchen Stellen verboten worden, wobei doch sehr die Frage ist, ob man mit Verboten einer Entwicklung entgegentreten kann, die auch Schwachstellen des Alten aufdeckt und nicht nur das Böse inkarniert.

Das zweite Beispiel dürfte noch schlagender sein, zumal es die Malaise der kulturellen Sphäre klarer in den Blick rückt und das eigentliche Problem evoziert, das sich aus der verbreiteten negativen Grundeinstellung ergibt. Um die Jahrtausendwende herum schlugen progressive deutsche Bibliotheken vor, in einer verteilten Aktion historische Buchbestände zu digitalisieren und im Internet zur Verfügung zu stellen. Ein erstaunliches Projekt, wenn man den frühen Zeitpunkt bedenkt. Und eben auch eines, das nicht realisiert wurde, weil die Gutachter, die die Finanzierung dieses Projektes hätten genehmigen müssen, dagegen waren. Was dann kam, wissen wir alle, Google hat sich vor einem Jahrzehnt daran gemacht, große Sammlungen von Buchbeständen online zu stellen. Die Reaktion der insbesondere deutschen Intellektuellenschaft und der politisch Einflussreichen klingt uns allen im Ohr: Die Privatisierung der Kultur wird moniert, es herrscht vielfach Heulen und Zähneklappern darüber vor, dass jetzt die Geistesgeschichte sich in den Händen der kalifornischen Datenkrake befände. Aber dass man bei umsichtigem und zukunftsorientiertem Handeln schon viel früher eine Alternative hätte haben können, wird natürlich verschwiegen. Dass ein ver-

² Christoph Keese, *Silicon Valley. Was aus dem mächtigsten Tal der Welt auf uns zukommt*, München 2014, S. 154.

antwortliches Handeln zu einem Glanzpunkt öffentlich getragener Kultur hätte führen können, davon will heute niemand mehr etwas wissen. Dabei ist doch eigentlich völlig klar, wie man mit der Digitalisierung umzugehen hat: Anstatt dahinter zurückzufallen und so zu tun, als ginge das Internet schon irgendwie wieder vorbei, wäre es doch viel sinnvoller, es anzugehen und europäischen Standards anzupassen. Auf allen möglichen Ebenen müsste es also darum gehen, sich offensiv mit dem nicht mehr so neuen Medium zu befassen und die eigenen Ansprüche darin zu realisieren. Und dass die Möglichkeiten der Digitalisierung in den Wissenschaften exorbitant sind, wird jedem einleuchten, der sich auch nur ein wenig mit der Materie befasst hat.

IV

Im Rahmen einer Reflexion über die Wissensspeicher der Zukunft könnte das Folgende heißen: Der freie Zugang zu wissenschaftlichen Texten sollte selbstverständlich werden und die schon vielfach von den deutschen Wissenschaftsorganisationen geforderte Veröffentlichung im Open Access muss endlich auch in die Tat umgesetzt werden. Dafür gibt es eine ganze Reihe von Gründen:

Am verbreitetsten ist das Argument, dass der Steuerzahler nicht zweimal bezahlen soll, also erstens für das Personal an den öffentlichen Universitäten und Forschungsinstitutionen, das die Wissenschaften betreibt, und zweitens dann für die Veröffentlichungen, in denen die wissenschaftlichen Ergebnisse enthalten sind.

Neben dieses finanzielle Argument tritt aber auch ein wissenschaftstheoretisches, das meines Erachtens viel bedeutsamer ist, nämlich die Tatsache, dass wissenschaftliche Innovationen häufig aus Querverbindungen zwischen Bereichen erfolgen, die institutionell weit voneinander entfernt liegen und bei denen daher in den versäulten traditionellen Publikationsformen kaum Möglichkeiten bestehen, dass der Funke überspringt. Hier haben die Online-Veröffentlichungsmedien, deren Verbindung über einfache Links herzustellen ist, einen klaren Vorteil.

Drittens, und selten erwähnt, wäre auch zu überlegen, ob nicht eine freie Zugänglichkeit wissenschaftlicher Ergebnisse im Netz als eine noble Form von Entwicklungshilfe zu bewerten wäre. Selbst Schwellenländer können sich heute die teuren Produkte aus den großen wissenschaftlichen Verlagen

des Westens kaum leisten und bitten immer wieder darum, dass man der einheimischen Intelligenzija die Chance geben sollte, auf dem *state of the art* aufzubauen und damit eigene wissenschaftliche Ergebnisse zu erzielen. In jedem Fall dürfte eine solche Form von Entwicklungshilfe langfristig mindestens so effektiv sein wie die bisher praktizierten.

Online im Open Access zu veröffentlichen hat im Übrigen den großen Vorteil, dass es sekundäre Publikationsformen nicht ausschließt, dass also auch gedruckte Bücher eine selbstverständliche Zweitverwendung darstellen können. Die kommerziellen Gründe aufseiten der Verlage, die hinter den Plädoyers für die Erhaltung des Status quo stehen, sollten auf jeden Fall nicht verhindern, eine unvoreingenommene Diskussion darüber zu führen, was der Wissenschaft am meisten nützt. Einmal ganz davon abgesehen, dass viele Probleme des wissenschaftlichen Bibliothekswesens auf diesem Wege zu lösen wären: Als Räume für Menschen werden Bibliotheken zwar sicherlich noch lange ihre Daseinsberechtigung behalten, aber Container für Bücher müssten sie nicht mehr sein, so dass überall drängende Platzprobleme entfielen. Seriöse Untersuchungen haben zudem ergeben, dass eine kostenneutrale Umstellung vom jetzigen auf ein flächendeckendes Open-Access-System durchaus möglich wäre.

Open Access scheint mir aber nicht nur für die geläufige Publizistik das Mittel der Wahl, sondern es bietet auch die Chance, das gesamte Wissenschaftssystem transparenter zu machen. Einmal abgesehen davon, dass das Plagiatsunwesen bei systematischer Veröffentlichung im Open Access obsolet wäre, weil Plagiate sich dann leicht nachweisen ließen, gilt die Aussage insbesondere im Hinblick auf die Forschungsdaten. Wenn von den zitierten Sekundärliteraturen bis hin zu Messdaten alles online in Repositorien vorliegt, stehen ganz andere Überprüfungs- und Legitimierungsmöglichkeiten zur Verfügung, als dies bis jetzt der Fall ist.

V

Ob insbesondere in den Geisteswissenschaften die Chancen einer im europäischen Geist vollzogenen Digitalisierung ergriffen werden, steht in den Sternen. Zwar wird inzwischen auf Projektebene viel unternommen, aber eine grundlegende Skepsis gegenüber dem Digitalen in den Geisteswissenschaften ist doch nicht zu übersehen. Die Praktiken des US-amerikanischen

Hubertus Kohle

Geheimdienstes haben nicht dazu beigetragen, diese Skepsis zu reduzieren. Lieber identifiziert man sich hier mit den Thesen der kulturkonservativen Ritter-Schule, dass die Kultur kompensatorisch-retardierend gegenüber der nur am Machbaren interessierten und immer stärker beschleunigten Technik auftreten müsse. Ich bin der festen Überzeugung, dass dies letztlich in einer Marginalisierung und dann ins Absterben der geisteswissenschaftlichen Disziplinen münden wird.

Abbildungsnachweise

Die Abbildungsrechte liegen beim Autor.